

IM SPIEGEL DER ZEIT

Extreme Tendenzen antikirchlicher Kritik

Daß die christlichen Kirchen und überhaupt das gelebte Christentum gegenwärtig einer so intensiven Kritik ausgesetzt sind, und zwar aus den Reihen der Christen selbst, mag von manchem beklagt werden, ist aber grundsätzlich begrüßenswert: Christsein heißt ständige Umkehr. Nicht davon soll hier die Rede sein, sondern von einer Kritik, die zerstörerisch ist, weil sie aus der Enttäuschung kommt und bewußt aggressiv ist. Eine Betrachtung dieser immer häufiger begegnenden Kritik empfiehlt sich aus zwei Gründen: einmal, weil die Kenntnis des Extrems und seiner Ausweglosigkeit ohne Zweifel auch von Wert für die Gesunderhaltung des kritischen Bewußtseins im christlichen Alltag ist; es ist zumindest wahrscheinlich, daß der Blick auf extreme Positionen rechtzeitiger erkennen läßt, wann und wo kritische Einstellung anfängt, übers Ziel hinauszuschießen. Zum anderen kann gerade die Beschäftigung mit der äußersten Gegen-Stimme dazu beitragen, die eigene Einstellung zu klären und tiefer zu begründen; denn nicht selten geschieht es, daß etwas nur deshalb beibehalten wird, weil man es in seiner wahren Bedeutung noch kaum erfaßt hat. Der Gegner aber wurde vielleicht gerade dadurch in seine Ablehnung hineingetrieben, weil er den Anspruch dieser wahren Bedeutung erkannte. Drei Tendenzen antikirchlicher Kritik scheinen unter dieser doppelten Rücksicht vor allem beachtenswert.

Abfall von der Wehrlosigkeit des Ursprungs

An sich ist das kein neuer Vorwurf. Der Gedanke, daß die Kirche Jesu Christi im Laufe ihrer Geschichte von ihrem heiligen Ursprung abgefallen sei, ist in zahlreichen Varianten immer wieder aufgetaucht. Er trieb die ersten Einsiedler aus dem »Stadt«-Christentum in die Wüste; er formierte die großen Erneuerungsbewegungen in und außerhalb der Kirche; er war ein Leitmotiv der Reformation und wurde in den »Magdeburger Centurien« historisch belegt; er stand auf dem Banner von Heiligen und Häretikern. In unserer Zeit artikuliert er sich u. a. unter dem Stichwort „Volkskirche“; das heißt, man macht der Kirche zum Vorwurf, sie sei zu einer Gemeinschaft geworden, in der die (praktisch) Ungläubigen den Großteil des Kirchenvolkes bilden. Im Urchristentum hingegen, so meint man, habe sich die Christenheit von der Welt als die Kirche der Heiligen noch deutlich und klar abgehoben. Später aber – und hier denkt man besonders an das dritte und vierte Jahrhundert, an die sogenannte konstantinische Wende – wurde sie entsetzlich deformiert. Das ursprüngliche Christentum sei bei der engen Verbindung von Staat (Staatsvolk) und Kirche in seinen charakteristischen Impulsen auf der Strecke geblieben; seine Botschaft sei verwässert worden und zu einer Allerweltsreligion geworden.

Die Kritiker scheuen dabei nicht vor konkreten Hinweisen zurück. Paulus schon hat man eine Rejudaisierung unterschoben. Justin wird verdächtigt, aus dem Christentum eine bloß staatserhaltende Kraft gemacht zu haben. Clemens von

Alexandrien und Origenes waren in dieser Hinsicht nicht weniger gefährlich. Die eschatologische Haltung der Bergpredigt wurde durch stoische Naturrechtslehre abgelöst und römisches Rechtsdenken brach in die Kirche ein. Die so entstandene „Volkskirche“ wurde immer unfähiger, die Menschen wirklich zu christianisieren. Bei der Germanenmission zum Beispiel mit ihren kollektiven Übertritten zur Kirche sei der Bekehrungsprozeß, den das Neue Testament verlangt, in seinem eigentlichen Wesen zerstört und dem Erwerb einer politischen Staatsbürgerschaft gleichgesetzt worden. Man dürfe sich zwar kein definitives Urteil über das damalige Geschehen, über Heil oder Unheil der damaligen Menschen erlauben; heute aber müsse man sich um der Selbsterkenntnis willen über den vorhandenen oder fehlenden christlichen Glauben – auch von damals – klar werden. Nur so könne Christentum Christentum sein. Ohne Glauben an die Heilstätte Christi und ohne Glaubensgehorsam sei es Täuschung.

Frage man, was denn vor allem jenes ursprüngliche Christentum gekennzeichnet habe und wohin man folglich zurückfinden müsse, so verweist man z. B. auf die von der Bergpredigt geforderte „Wehrlosigkeit“, die von der Christenheit und selbst von den offiziellen Kirchen weithin vergessen worden sei. Sie sei Kernstück der evangelischen Botschaft und sei das Positivste, was die Kirche besitze: das Zeichen, daß Gott in ihr wirke. Nach dem Beispiel ihres Herrn müsse sie die Mächte der profanen Welt *wehrlos ertragen*, denn die Kirche sei als Heilsinstitution aus der Welt herausgerufen. Die christlichen Laien hätten zwar das Recht und die Pflicht, sich am Aufbau des Staates und an der Erhaltung weltlicher Strukturen zu beteiligen. Die Kirche als solche aber dürfe man nicht mehr als Bürgerin dieser Welt ansehen; sie sei davon absolut und radikal zu trennen. Die lutherische Trennung der zwei Reiche, die die Lutheraner inzwischen aufzugeben (oder neu zu interpretieren) bereit sind, taucht allem Anschein nach auf diese Weise nun im katholischen Raum auf.

Die Konsequenz einer so klaren Scheidung der Kirche von Staat und Welt fordert logischerweise eine schärfere Kirchenzucht im Inneren: „Entfernt den Übeltäter aus eurer Mitte!“ (1 Kor 5, 11–13). Dabei wehrt man sich gegen den Verdacht, es solle lediglich die bekannte häretische Vorstellung einer „Kirche der Reinen“ zu neuem Leben erweckt werden. Nicht darum gehe es, sondern um eine „Kirche der Gläubigen“, weil es einfach unmöglich sei, die „Volkskirche“ der Vergangenheit wie der Gegenwart mit dem Neuen Testament zu rechtfertigen. Zwar nicht der Esoterismus der moralischen Untadeligkeit, wohl aber der des Glaubens wird postuliert – ganz im Gegensatz zu einigen Theologen, die meinen, sowohl im Glaubensgut wie in der Gemeinschaft der Gläubigen gebe es Stufen, gebe es fließende Grenzen.

Durchaus gutzuheißen ist zunächst der Versuch, Kirche und Christenheit an der Bibel zu messen. Wenn das Zweite Vatikanum die Heilige Schrift als „die höchste Richtschnur“ des christlichen Glaubens bezeichnet (Const. „Verbum Dei“ Art. 21) und erklärt, daß sich an ihr die ganze Verkündigung, Predigt und Katechese orientieren müsse und in ihr die Theologie sichere Kraft gewinne und sich ständig verjünge, dann scheint damit dasselbe gesagt und gefordert zu sein. Gut und recht

ist es ferner, wenn die „Wehrlosigkeit“ als zentrales Wort christlicher Botschaft aus dem Dunkel geschichtlicher Vergeßlichkeit ans Licht geholt und neu bedacht wird, was glücklicherweise zur Zeit nicht nur von extrem antikirchlicher Seite aus geschicht. Aber der Gedanke christlicher Wehrlosigkeit als auch die Sorge um die biblische „Richtschnur“ werden ins Extrem getrieben, zum Selbstbetrug, der sich selbst aufhebt, also tot und unfruchtbar bleibt. Wie noch zu zeigen ist, verurteilen modernere kritische Richtungen genau das, was die These von der *Wehrlosigkeit* wünscht: den Rückzug der Kirche aus dem politischen Leben. Aber bleiben wir zunächst bei dem Vorwurf des „Abfalls von der Wehrlosigkeit des Ursprungs“.

Gefährlich schon ist der Anspruch, über die Christlichkeit des andern definitiv zu urteilen. Nichts gegen Kirchenzucht und grundsätzlich auch nichts gegen den Gedanken, die Aufnahme in die Kirche strengerer Gesetzen zu unterziehen, als sie an manchen Orten maßgebend sind. Wieso aber macht das Neue Testament den Glauben „feststellbar“? Wieso erlaubt die Bibel ein Pauschal-Urteil über den Glauben weiträumiger Geschichtsperioden und den Großteil der Mitglieder in der „Volkskirche“? Wird hier nicht ein richtiges Anliegen unserer Zeit – der Aufbau einer Gemeindekirche – durch übertriebene Forderungen in Mißkredit gebracht? Gewiß bedarf die Kirche fortwährender Warnung vor Kleingläubigkeit und Rückfall in den Unglauben. Man wird auch stets vor unkritischer Verschmelzung von Staat und Kirche auf der Hut sein müssen. Was aber jene Kritik, zumindest hintergründig, anstrebt, das unterscheidet sich – trotz ausdrücklicher Ableugnung – kaum von der alten „Kirche der Reinen“. Wer den Glauben für „feststellbar“ hält, der führt – obwohl er es bestreitet – doch nur eine neue Ideologie ein, deren „Strukturen“ vermeßbar sind und zu sektiererischer Abkapselung und Trennung verleiten. Im übrigen ist es sehr zweifelhaft, ob die Mitglieder jener reinen „Kirche der Gläubigen“ weniger leicht der Illusion verfallen, vollkommene Christen zu sein. Biblischer und kritischer ist es, mit Augustinus das Bewußtsein zu pflegen, daß „viele drinnen scheinen, aber noch draußen sind, und manche draußen scheinen, die drinnen sind“.

Ist es aber vielleicht mit der Forderung nach „Wehrlosigkeit“ besser bestellt? Zunächst sollte man eher von „Gewaltlosigkeit“ sprechen. Und auch die Rede von der „Gewaltlosigkeit“ kann sich in äußerst sentimentale Seitenwege und Sackgassen verirren und zu einer falschen „Religion“ werden, die dem Elend der Welt gegenüber wie Hohn wirkt; dann nämlich, wenn die „Gewaltlosigkeit“ sich auf das reduziert, was streng genommen ihr Name bedeutet. Sehr viele Dinge sind da zu bedenken, damit wirklich ihr positiver Inhalt zur Geltung kommt: *Der Glaube, daß die Wahrheit die Kraft in sich hat, durch sich selbst über die Unge rechtigkeit zu triumphieren.* Darf die Enthaltung von Gewalt zum eigentlichen Ziel werden? Ist nicht das Ziel vielmehr das Wohl der Menschen, denen man dienen will? Wird die Kirche ihre Weisen, die Botschaft des Evangeliums in die Zeit und ihre Anliegen hineinzusagen, nicht jeweils aufs neue anpassen müssen, infolge unterschiedlicher Gegebenheiten nach je anderem Maß und in anderer Form? Auf jeden Fall darf „Gewaltlosigkeit“ nicht einfach auf ein schweigendes Warten bis zum Ende hinauslaufen, da ja Gott die Welterneuerung durchführe. Im Neuen Testament jedenfalls ist das Verhältnis von Kirche und Staat nicht so

beschrieben. Jene absolute „Wehrlosigkeit“, von der die extreme Kritik träumt, scheint jedoch genau das zu propagieren.

Zuviel Vergebung – zuwenig Rache

Während bestimmte Gruppen eine radikale „Wehrlosigkeit“ als genuines Christentum ansehen, tendieren andere Kritiker der Kirche geradezu in das entgegengesetzte Extrem. Ihnen ist die Christenheit zu wenig politisch und verabreicht eine Sozialtherapie, die lediglich dazu dient, gesellschaftlich verursachte Leiden und Frustrationen zu kompensieren, ohne ihre Ursachen zu bekämpfen und zu beseitigen. Nicht gemeint sind hier diejenigen, die eine neue Chance des Glaubens in seiner Politisierung sehen und andere Autoritäts- und Öffentlichkeitsstrukturen für die Kirche wünschen. Gemeint ist vielmehr eine Einstellung, die auf kirchliche Gemeinschaftsbildungen überhaupt verzichten möchte, weil man die Erfahrung gemacht zu haben glaubt, daß Christentum und Kirche *den Menschen um den besseren Teil des Lebens betrüge*. Man kämpft deshalb berufsmäßig gegen kirchliche Organisationen und macht sogar kein Hehl daraus, daß man Rache für die erlittenen Schäden nehmen will.

Die Gedankenwelt dieser Kritiker-Gruppe ist beherrscht von der Vorstellung, daß die Kirche dem spätkapitalistischen Herrschaftssystem Zubringerdienste leiste. Auch moderne Theologien verfallen ihrer Zensur – weder Moltmann noch Metz vermögen ihren Ansprüchen zu genügen. Diese bleiben entweder „idealistisch befangen“ oder entbehren „konkreter Bestimmungen“, behalten gegenüber den faktischen Verhältnissen „etwas Zufälliges“ und müssen durch konträre Politik ersetzt werden. K. Rahner vermöge nur „einen paradoxalen Glauben“ an das Wesen der Kirche zu liefern, nicht aber das Handwerkszeug zum Umbruch zu bieten. Die „Theologie der Revolution“ sei deshalb nicht imstande, im Vollzug der Revolution eine dialektische Einheit von Theorie und Praxis herzustellen, weil sie die richtige Theorie schon zu haben glaube.

Der Quellgrund, aus dem die so geartete Kritik hervorbricht und fortwährend gespeist wird, scheint – abgesehen von der gegenwärtigen Sensibilität gegenüber „religiös-bürokratischer Reglementierung“, „Autorität“, „Ungleichheit“, „Unge rechtigkeit“, „Ausbeutung“ – die Erwartung zu sein, daß die allgemeine Erlösung, das vollkommene Paradies – oder wie auch immer man den Zustand des fehlerlosen Glückes nennen mag – durch perfekte Planung herstellbar sei. Die Verbissenheit des Maschinenmenschen wird hier sichtbar. Eigentlich erlösende oder erlöste Worte kommen nicht mehr über die Lippen. Die christliche Botschaft vom Kreuz stehe weitgehend unter dem Vorurteil der „Schmerzverherrlichung“, durch die der Verelendete therapeutisch an seine Situation angepaßt wird. Kirchliche Anstrengungen – sie mögen so intensiv und gezielt sein, wie sie wollen – bleiben dem Vorwurf ausgesetzt, lediglich zu kompensieren und nichts zu beseitigen. Selbst Entwicklungshilfe sei nur ein neuer Name für Ausbeutung, was schon das zwiespältige Gesicht zum Marxismus hin zeige: Die Kirche verhalte sich hier „wie eine Dirne“, die allen alles sein wolle; in Europa pflege sie mit dem Marxismus heuchlerisch einen Dialog, den revolutionären Marxismus in Lateinamerika hingegen diffamiere und bekämpfe sie.

Versucht man den Ursachen solcher Kritik auf den Grund zu gehen, so stößt man schließlich auf ein Verlangen nach Freiheit um jeden Preis, d. h. nach einer Freiheit, bei der alles nur der eigenen Selbstverwirklichung zu dienen hat. Das zeigt sich besonders deutlich in der Art und Weise, wie man die Fragen der Sexualmoral angeht. Das Vorurteil, die Kirche verteufle die Sexualität, um die Menschen in politischer Abhängigkeit zu halten, führt nicht selten zu regelrechter Verdrehung von einschlägigen Anweisungen. So wird zum Beispiel aus 1 Kor 7, 1 (Es ist gut für einen Mann, keine Frau zu berühren) ohne weiteres: „Es ist dem Menschen *nicht* gut, daß er ein Weib berühre“. Aus der kirchlichen Hochschätzung unauflöslicher Ehe als heiliges Sakrament christlicher Liebe wird ein „Schonraum“, in dem angestaute Aggressionen sich entladen können, ohne den Produktionsprozeß des Kapitalisten zu stören.

Auch in diesen kritischen Tendenzen lassen sich Anliegen erkennen, die durchaus berechtigt sind und für deren leidenschaftliche Betonung man grundsätzlich dankbar sein kann. Daß sich Trägheit, Feigheit, Mangel an Vitalität, Fatalismus, ja sogar „Schmerzverherrlichung“ unter dem Deckmantel christlicher Predigt vom Kreuz verstecken können, darf nicht bestritten werden. Es gibt die Gefahr, daß Erlösung – Heil – Liebe – Leben unvermittelt und todesstarr neben schreiender Ungleichheit – Ungerechtigkeit – Ausbeutung stehen. Und wer in einer solchen Gefahr nicht eingreift, hat eigentlich schon Partei ergriffen für Ungleichheit – Ungerechtigkeit – Ausbeutung. Wo zum Beispiel in einer christlichen Gemeinde das sogenannte liturgische Leben einseitig und exklusiv auf Kosten alltäglicher Nächstenliebe und Sozialarbeit gefördert wird, da dürfte diese Gefahr nicht allzufern sein. Und man wird wahrhaftig im Namen genuinen Christentums und neutestamentlicher Botschaft seine warnende Stimme erheben müssen: „Nicht jeder, der zu mir sagt ‚Herr, Herr‘, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters im Himmel tut“ (Mt 7, 21).

Aber heißt das alles schon, daß Kirche und Christentum mit ihrer Kreuzwegverkündigung nichts anderes anstreben und erreichen als Fatalismus und Resignation? Werden hier Pauschal-Urteile gefällt, die ohne Sinn für Tragik und Schicksal sind (so Vilma Sturm in: FAZ), oder fehlt es an theologischem Gespür für das, was der Christenheit durch die Predigt vom Kreuz und der Auferstehung des Christus zu verkündigen aufgegeben ist? Wahrscheinlich verlangt man tatsächlich eine Heilslehre ohne Kreuz. Diesem Verlangen aber kann das Christentum nicht nachgeben. Und noch jeder Humanismus ist hier gescheitert und – das geben die ehrlichen Humanisten im Marxismus und Existentialismus zu – wird auch weiterhin scheitern. Wer es nicht fertig bringt, auch die Erfahrung des Schmerzes aus Gottes Hand anzunehmen, verfehlt das Grund-Geheimnis des Glaubens an entscheidender Stelle. Er wird notwendig ein Opfer des Prestigewahnes und des Daseinskampfes und muß das Leid und den Schmerz immer wieder auf einen bösen anderen projizieren, auf eine feindliche Gruppe, eine Partei, eine Kirche.

Natürlich darf Abwarten nicht das letzte Wort bleiben. Aber das Dogma von der totalen Machbarkeit aller Dinge ist zurückzuweisen, denn der Sprung in die Torheit des „paradoxalen Glaubens“ bleibt keinem erspart, der trotz metaphysi-

scher Unruhe ein menschliches Maß an Zufriedenheit gewinnen will. Wer offene Augen hat, sieht, wie die These von der Machbarkeit aller Dinge umschlägt in die Manipulierbarkeit des Menschen und seine Versklavung durch Terror oder Technokratie. Das gilt es festzuhalten und zu klären. Dann wird man auch wieder verstehen, daß Gott es erlaubt, die Eucharistie, die *Danksagung*, zu feiern, obwohl „die Revolution“ noch nicht völlig verwirklicht wurde.

Schon die Wurzel ist faul

Während die bisher skizzierten kritischen Tendenzen sich wenigstens primär gegen die faktische Kirche oder gegen das herrschende kirchliche Establishment richteten, lässt sich nun außerdem eine Bewegung beobachten, bei der die anti-kirchliche Kritik offensichtlich und sehr betont in eine antichristliche umschlägt, das heißt, diese Kritik wendet sich gegen das Neue Testament. Die Vorstellung vom allgemeinen Verfall des Christentums im Laufe seiner Geschichte wird entschieden zurückgewiesen. Das Übel liege an der Wurzel. Die Geschichte des Christentums sei kein Verfall des ursprünglich Guten, sondern eine Eskalation des von Anfang an Schlechten. Man versucht also das Elend des Christentums von den neutestamentlichen Wurzeln her bloßzustellen und zu zeigen, daß alles, was die Christen im Laufe der Jahrhunderte an Verbrechen verübt haben, im Neuen Testament bereits keimhaft angelegt sei. Die Kirche habe sich stets als *Sklavenhalterin* gezeigt. Darin sei sie getreu dem Neuen Testament. Dieses wende sich zwar in scharfen Worten gegen kurze Haare bei Frauen, Homosexualität und Beischlaf ohne Lizenz, zweifel hingegen in gar keiner Weise an der Rechtmäßigkeit der Sklaverei. Diese werde in den Gleichnissen Jesu geradezu zum Modell des menschlichen Verhältnisses zu Gott („Das Reich der Himmel gleicht einem König, der mit seinen Sklaven abrechnen wollte“). Paulus nehme sie nicht nur als selbstverständlich hin, sondern begründe sie theologisch. Zynisch schreibe er an die Korinther: „Jeder bleibe in dem Stand, in dem er berufen worden ist“. Die theologische Erklärung („Denn wer im Herrn als Sklave berufen worden ist, der ist ein Freigelassener des Herrn; desgleichen, wer als Freier berufen worden ist, der ist ein Sklave Christi“; vgl. 1 Kor 7, 20–24) sei ein „Roßäuschertrick“, durch den schon das Urchristentum als Agentur der repressiven Gesellschaft überführt werde. Das Kreuz Christi diene als Alibi – ein illusionärer Trost!

Hat sich der Gedanke an die Sklaverei, in der die Menschen vom Christentum gehalten werden, erst einmal festgesetzt, versteht man auch die weiteren „Verbrechen“, die dem Neuen Testament angelastet werden. Das Evangelium Christi sei von maßloser *Aggressivität* gegen alles, was von der biblischen Norm abweiche. So heiße es etwa in der Bergpredigt, daß, wer seinem Bruder auch nur sage „du Narr“, dem Feuer der Hölle verfalle (Mt 5, 22). Oder: Das Gleichnis vom Endgericht (Mt 25, 31–46) unterscheide rigoros zwischen „Schafen“ auf der rechten und den „Böcken“ auf der linken Seite. Die Toleranz dagegen sei etwas für die „Lauen“, die Gott aus seinem Munde ausspeit. Dabei wisse niemand, wann das Endgericht stattfindet. Die Opfer sollen vielmehr „hinterlistig“ überrumpelt werden. Ist das nicht abgefeimt sadistisch? denkt diese extreme Kritik. Das heißt, eigentlich fragt sie gar nicht, sondern behauptet nur.

So behauptet sie weiter, daß die allgemeine Aggressivität und die erfahrungs-unfähige Mentalität der urchristlichen Autoren sich auch an dem *antisemitischen Geist* zeige, mit dem das Neue Testament durchtränkt sei. Schon die Synoptiker bemühten sich, die Schuld am Tode Jesu von den römischen Behörden ganz auf die Juden abzuwälzen (Mk 15, 10; Lk 23, 4; Mt 27, 24). Die bekannte Selbstver-fluchung („Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“) habe Matthäus „in-fam erfunden“. Auch in 1 Thess 2, 15 f., bei Paulus (!) also, finde man einen anti-semitisch zugespitzten Vorwurf des Christusmordes, der nur zu gut zum sonstigen Wesen paulinischer Theologie („Kollektivverurteilungen“) passe. Den unüber-bietbaren Gipfel neutestamentlichen Antisemitismus freilich stelle das Johannevangelium dar, das einem totalen Dualismus huldige und die Juden für Kin-der des Teufels halte. Diese theologischen Schemata apologetisch als stilisierte Typen zu verteidigen, sei zumindest bestürzend naiv, wenn nicht schlimmer. Der Schritt in die Gegenwart ist leicht: Ob die Juden als Teufelskinder diffamiert oder zur minderwertigen Rasse gestempelt werden: das eine ist in den Augen dieser Art von Kritik so mythologisch wie das andere und erwächst aus einem Feind-bedürfnis, in dem sich die unterdrückten Aggressivitäten austoben dürfen.

Dieses Bedürfnis habe die Christen schließlich zur blutigen Verfolgung unter-einander geführt. Schon Paulus spreche im Brief an die Galater von „Falsch-brüdern“ (2, 4) oder nenne im zweiten Brief an die Korinther seine Gegner „fal-sche Apostel“ und „betrügerische Arbeiter“ (11, 13) – dunkelste Zeit der Glau-benskriege schon im NT! Wenn die Christen sich während der ersten vier Jahr-hunderte zunächst nur mit Worten gegenseitig in die Hölle befördert hätten, dann habe das lediglich an den fehlenden Machtmitteln gelegen. Doch schon mit Kon-stantin sei das anders geworden!

Das Lieblingsthema darf nicht fehlen: Die repressive Haltung des Christen-tums manifestiert sich natürlich zuerst in der neutestamentlichen *Sexualmoral* und in der Diffamierung der Frauen. Sowohl Paulus als auch die Synoptiker disquali-fizieren die sexuelle Sphäre, indem sie das Scheidungsverbot aussprechen (Mk 10, 11 ff.), schon den begehrlichen Blick als Ehebruch bezeichnen (Mt 5, 28 f.), be-haupten, daß es für den Menschen gut sei, keine Frau zu berühren (1 Kor 7, 1). Der überkommene jüdische Patriarchalismus lasse Paulus sagen, daß nicht Adam, sondern Eva verführt wurde (2 Kor 11, 3) und die Frau um des Mannes willen und nicht der Mann um der Frau willen geschaffen sei (1 Kor 11, 9).

Mit einem Satz: Das Neue Testament sei durch und durch ein Manifest der Un-menschlichkeit und Produkt neurotischer Spießer; die Menschen werden ver-dummt, statt über ihre objektiven Interessen aufgeklärt.

Auf den ersten Blick ist bei so radikaler Kritik überhaupt kein Gesichtspunkt zu erkennen, der sich irgendwie positiv aufgreifen ließe. Die Verdrehungen, Unter-schlagungen, Mißverständnisse, die sie sich zuschulden kommen läßt, sind so offensichtlich, daß sie zunächst ganz und gar als *exegetische Vergewaltigung* gröbster und übelster Sorte erscheint.

Warum unterschlägt man zum Beispiel die Botschaft von der Freiheit, die in den paulinischen Briefen bekanntlich einen besonders kraftvollen Ausdruck ge-

funden hat, aber auch in anderen Partien des Neuen Testaments nicht zu kurz kommt? Offenbar, um die Stellen hervortreten zu lassen, die von irgendeiner „Sklaverei“ sprechen. Wie vieldeutig aber ist dieser Begriff, je nach dem Zusammenhang, in dem er steht. Wird er verwendet, um das Gottes- oder Christusverhältnis eines Menschen zu zeichnen, dann hat er doch gerade den Sinn, dem Menschen die Freiheit zu sichern, die er als Geschöpf nur in der Anerkennung seines Schöpfers und Erlösers finden kann. Behandelt er hingegen das Verhältnis von Menschen untereinander, so ist eine gesellschaftliche Struktur gemeint, die zwar überholt ist, aber keine totale Unfreiheit bedeutet, weil die christliche Botschaft dem Sklaven eine Freiheit schenken will, die aus einer Tiefe der Wirklichkeit entspringt, die der Unglaube nicht zu sehen vermag. Daß vom Neuen Testament genau das Gegenteil sklavischer Unterdrückung gelehrt wird, beweist Eph 6, 5 ff. Dort heißt es zwar zunächst: „Ihr Sklaven, seid euren irdischen Herren gehorsam in Furcht und Zittern, in der Einfalt eures Herzens als wie Christus, nicht in Augendienerei, um Menschen zu gefallen, sondern als Sklaven Christi, die den Willen Gottes von Herzen tun, die mit Freudigkeit dienen als dem Herrn und nicht Menschen, im Wissen, daß jeder, wenn er etwas Gutes schafft, es vom Herrn wiederbekommen wird, er sei Sklave oder Freier“. Sogleich aber folgt die Mahnung: „Und ihr Herren, handelt ebenso gegen jene! Laßt das Drohen, wisset, daß ihr und euer Herr im Himmel ist, und bei ihm kein Ansehen der Person gilt“ – (vgl. Kol 4, 1).

Es wäre müßig, auch die übrigen Vorwürfe im einzelnen zu widerlegen. Wer das Neue Testament kennt, weiß, wie unsinnig sie sind: nicht einmal der Versuch wird gemacht, den Geist der Aussagen zu erheben, sondern bestimmte Sätze werden herausgegriffen und ihnen ohne Rücksicht auf den Kontext der gesuchte Sinn gewaltsam unterstellt. So wäre z. B. zu fragen, ob es nicht eine Aggressivität gibt, die berechtigt ist, weil sie das Gute verteidigt und das Böse bekämpft; ob man im Ernst behaupten kann, daß der ein Antisemit ist, der wie Paulus schreibt: „Ich möchte persönlich ausgeschlossen sein, fern von Christus – für meine Brüder, meine Stammesgenossen dem Fleische nach“ (Röm 9, 3); ob der Begriff „Israelit“ oder „Jude“ im Neuen Testament überall den gleichen Sinn hat; ob man den neutestamentlichen Ordnungsvorstellungen von Ehe und ehelicher Partnerschaft auch nur mit einem Anschein von Berechtigung als „Verteufelung der Sexualität“ ansehen kann (vgl. 1 Kor 7, 5, 14; Eph 5, 28); in der Geschichte sind sie nach Ernst Bloch der Beginn der Emanzipation des freien Menschen und der freien Frau usw. Die Absurdität der unterstellten Behauptungen ist jedem offensichtlich, der sich auch nur einen Rest an gesundem Christenverstand bewahrt hat.

Trotzdem läßt sich auch aus dieser „absurden“ Kritik noch ein Anliegen oder besser eine Enttäuschung heraushören, aus der man lernen kann. Enttäuscht stellt man nämlich fest, es sei „unmöglich, inhaltlich eindeutig und verbindlich zu bestimmen, was christlich ist“. Unter Berufung auf Gott, Jesus Christus und die Bibel haben Menschen die verschiedensten, ja sich ausschließende Handlungen begründet und vollbracht. Was soll man diesem Einwand, auf dessen Hintergrund alle zuletzt getroffenen Vorwürfe gelesen werden müssen, entgegnen? Hier scheint eine zweistufige Antwort angebracht.

Zuerst ist zurückzufragen, was denn eigentlich an dieser Feststellung so verwunderlich sei. Es mag eine unbequeme Wahrheit sein, ja, aber es ist eine Wahrheit: gegen den Mißbrauch von Namen und Wörtern kann man sich nicht absolut und lückenlos schützen. Unterstellungen wie die behandelten beweisen das. „Wörter“ sind nicht eindeutig, sind mißverständlich, lassen sich verdrehen, ins Gegenteil verkehren, stehen in jeweils unterschiedlichen Kontexten, haben verschiedene Tiefenschichten. Von daher gesehen ist es keineswegs verwunderlich, sondern bloß allgemein menschliche Situation, wenn „christliche“ Begriffe mißbraucht werden; denn nur scheinbar gibt es eine abgesicherte christliche Sprachregelung. Selbst so erhabene Begriffe wie Christus, Hoffnung, Liebe, Freiheit, Diesseits und Jenseits, Zeit und Ewigkeit, lassen sich mit verschiedenem Inhalt füllen, bleiben dem Geheimnis des Verstehens ausgesetzt.

Wer sich diesem Verstehen nicht öffnen will, sollte ein Dokument wie das Neue Testament beiseite legen. Aber es ist ein Zeichen für die lebendige Kraft des Glaubens, daß auch diejenigen, die gar nicht verstehen wollen, die auf eine Auseinandersetzung sich nicht einlassen, sondern den Gegner meuchlings umbringen wollen, sich an diesem Glauben aufreiben. Was bleibt ihnen anderes übrig als Verleumdung und Diffamierung? Man bastelt sich das Christentum nach seinem eigenen Gustus und kann ihm gefahrlos die Hiebe versetzen, die man zum Ausleben der eigenen Aggressivität braucht.

Dahinter aber steht der Drang, alles rationalistisch zu verstehen, alles in ein überschaubares Begriffssystem zu bringen, auch die Botschaft Jesu Christi einzurordnen in die Fütterungsvorschriften für ein Elektronengehirn. Dem sperrt sich jeder wahre Humanismus, dem sperrt sich zuerst das Neue Testament. Wer es dennoch versucht, muß dort Sterben finden, wo der Gläubige Leben weiß. Die Botschaft Jesu gerät schließlich in den Geruch des Todes (vgl. 2 Kor 2, 16), sie wird zwar eindeutig, aber so, wie es der Tod ist.

Am Ende dieses Berichtes kann deshalb nur eine eindringliche Warnung vor rationalistischen Systemen stehen. Aus ihnen erwächst nämlich die Kritik der Unmenschlichkeit, die sich nur noch aus Enttäuschung und Unzufriedenheit zusammensetzt: es geht nicht mehr um sachliches Gespräch, sondern nur noch um blinden Schlagabtausch. Nahezu inhaltlos stehen Druck und Gegen-Druck einander gegenüber. Gläubige Kritik hingegen bleibt konkret, weiß sich menschlich zu bescheiden und geht schrittweise voran, weil wirklicher Glaube stets Geduld mit sich bringt und auf das bedacht ist, was dem Frieden und der gegenseitigen Förderung dient (Röm 14, 19).

Franz-Josef Steinmetz SJ

Symptomatisch für die hier dargestellten Tendenzen sind etwa folgende Publikationen (denen auch die wörtlichen Zitate entnommen sind):

R. Hernegger, *Ideologie und Glaube*, Bd. I *Volkskirche oder Kirche der Gläubigen?* Als Manuskript veröffentlicht bei Glock & Lutz, Nürnberg o. J.; ders.: *Macht ohne Auftrag. Die Entstehung der Staats- und Volkskirche*, Olten/Freiburg 1963.

Kritischer Katholizismus. Argumente gegen die Kirchengesellschaft. Hrsg. von Ben van Onna und Martin Stankowski, Frankfurt 1969.

J. Kahl, *Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott*. Reinbek bei Hamburg 1968.